

Stellungnahme

Sexarbeiter*innen erfahren aufgrund ihrer Identität und/oder Verhaltensweise gesellschaftliche Ausschlüsse und Abwertung.

Erving Goffmann beschrieb dies in den 1960ern auch in Bezug auf „Prostituierte“ als Stigma (Goffmann 1967ⁱ) und prägte so einen bis heute weiterhin verwendeten Begriff, der auch für Sexarbeitende in Gebrauch ist. Weitere fruchtbare Anknüpfungspunkte für eine Untersuchung der Diskriminierungserfahrung von sexarbeitenden Personen bietet die Begrifflichkeit „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ (Heitmeyer et. al.) – unter anderem aus folgenden Gründen: Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit (GMF) wird

1. Als Konstrukt von Ungleichwertigkeit, also als sanktionierte Abweichung einer gleichfalls konstruierten Norm aufgefasst.

Sie erstreckt sich 2. auch auf Verhaltensweisen statt nur auf als ab Geburt erworbene Identitätsmarker (Hautfarbe, Herkunft etc.). Beide Aspekte sind auch dahingehend erklärungsbedürftig, welche Konsequenzen dies für Sexarbeitende nach sich zieht.

Derzeit ist der Sammel-Begriff „Diskriminierung“ wohl der verbreitetste für Ausschlusserfahrungen unterschiedlicher Personengruppen. Die Disziplinen Soziologie, Politikwissenschaften und Psychologie beschreiben Diskriminierungserfahrungen, wie Rassismus oder Antisemitismus, einerseits mittels – sich wandelnder – Definitionen und andererseits aufgrund der Erfahrungen beforschter Gruppen von Menschen. Im deutschsprachigen Raum fehlte bislang sowohl eine Definition von „Huren-Stigma“ als auch qualitative und quantitative Forschung unter Sexarbeiter*innen. Deswegen erarbeitete ich 2021 eine Arbeits-Definition und konkretisierte diese in meinem Buch „Warum sie uns hassen – Sexarbeitsfeindlichkeit“ (2025):

*Sexarbeiter*innen sind Sexarbeitsfeindlichkeit infolge ihrer Stigmatisierung ausgesetzt. Kriminalisierung, Andersmachung und Abwertung verhindern die gesellschaftliche Teilhabe sexarbeitender Menschen. Sexarbeitsfeindlichkeit diskriminiert Sexarbeitende in kultureller, institutioneller, materieller und individueller Hinsicht.*

*Sexarbeitsfeindliche Einstellungen sowie die Schlechterstellung von Sexarbeitenden führen zu struktureller Gewalt gegen Sexarbeiter*innen und Menschen, die dafür gehalten – oder dazu erklärt werden. Teil sexarbeitsfeindlicher Einstellungen ist die Brückenideologie „Welt ohne Prostitution“. Diese Brückenideologie formuliert Bestrebungen zur Verdrängung und Beseitigung von Sexarbeit und Sexarbeitenden.ⁱⁱ*

Parallel zum Begriff Sexarbeitsfeindlichkeit sind die Begriffe „Stigma“ oder „Huren-Stigma“ weiterhin in Verwendung. Letzteren halte ich aufgrund des pejorativen Charakters des Wortes „Hure“ für deplatziert in einer sachlichen Debatte, in der zudem häufig Nicht-Sexarbeitende über Sexarbeitende sprechen und somit – ähnlich wie beim „N-Wort“ – durch die Benutzung eines Schimpfworts Abwertung reproduzieren. Der Begriff „Stigma“ ist unpräzise und schwammig, denn er beschreibt sehr unterschiedliche Lebenswirklichkeiten. Stigmatisierung kann u.a. aufgrund von Behinderung, Krankheit oder Aussehen eintreten. Sexarbeitsfeindlichkeit dagegen ist eine durchaus spezifische Diskriminierungserfahrung, die sich exakt beschreiben lässt. Das mangelnde Verständnis der Abwertungs – und Ausschlusserfahrung von Sexarbeiter*innen prägte bisher *jede* deutsche Gesetzgebung zu Prostitution seit 1871, abgesehen vom Prostitutionsgesetz (2001). Oder anders gesagt: Der Gedanke der gleichberechtigten Teilhabe sexarbeitender Menschen fehlt bislang flächendeckend in der

Ruby Rebelde Autor*in, Sexarbeiter*in

juristischen Betrachtung der Prostituierten.

Schädlichkeitsdiskurs

Ähnlich wie bei den Themen Pornografie oder Migration ist auch die aktuelle Debatte über die politische Handhabung von Sexarbeit in einen Schädlichkeitsdiskurs eingebettet. Die Rolle von Moralpaniken und sozialen Skripten (Zuschreibungen) in konflikt- und krisenhaften Zeiten analysierte ich 2025 in der Linzer Schriftenreiheⁱⁱⁱ. In aller Kürze bedeutet dies, dass die Diskussion potentieller Schäden für Individuen oder die Gesellschaft dominiert, während sowohl die Abschätzung möglicher positiver oder neutraler Potenziale als auch eine akkurate, evidenzbasierte Beschreibung des Themas unterbleibt. Schädlichkeitsdiskurse wirken auf die Menschen, denen – indirekt, aber dennoch effektiv – Schädlichkeit unterstellt wird, in diesem Fall: Sexarbeiter*innen.

Konkrete, institutionelle Resultate des Schädlichkeitsdiskurses in Deutschland sind Sperrgebiete, Abstandsgebote für Sexarbeiter*innen zu Kirchen oder/und Einrichtungen für Kinder und Jugendliche oder Auflagen und Gesetze, die nur für sexarbeitende Personen gültig sind. Auf individueller Ebene sind beispielsweise die Viktimisierung und Pathologisierung von Betroffenen zu nennen, diskriminierende Benachteiligungen auf dem Arbeits – und Wohnungsmarkt oder Fehldiagnosen in der medizinischen Versorgung von Sexarbeitenden. Letzteres veranschauliche ich abschließend an einem Beispiel. Auf materieller Ebene bewirkt der Schädlichkeitsdiskurs, dass Sexarbeitende in großem Maßstab von Banken, Versicherungen oder sozialen Medien als unerwünschte Personengruppe ausgenommen werden (können). Kulturelle Auswirkungen schlagen sich in sexarbeitsfeindlichen Schimpfworten („Schlampe“, „Nutte“, „Hurensohn“) oder in narrativen Tropen (kalte Ehebrecherin, tote Prostituierte, heruntergekommene Gefallene) in Kunst und Medien nieder. Gleichzeitig fehlen Darstellungen von Sexarbeiter*innen als Freund*innen, Eltern, Partner*innen.

Als schädlich, gefährlich oder abweichend markierte Personen nehmen nicht gleichberechtigt an einer Gesellschaft teil. Devianz zieht Umerziehungs- oder Rettungsversuche nach sich und bewirkt Verdrängung. Daraus folgen Isolation, Scham und Verletzung, für die Betroffenen, aber auch für deren Umfeld, wie die Schimpfworte „Hurensohn“ oder auch „Hurenbock“ veranschaulichen.

Bisherige Gesetzgebungen in Deutschland rückten vor allem die Beaufsichtigung, Kontrolle oder Sanktionierung von Prostituierten in den Mittelpunkt. Im Umkehrschluss können Sexarbeitende bis heute erlittene Benachteiligungen aufgrund ihrer Identität/ ihres Status als Sexarbeiter*innen nicht nach dem Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz geltend machen, oder Gleichstellung fordern. Sexarbeitsfeindlichkeit bleibt also eine normalisierte Ungleichwertigkeit, die durch sanktionierende Gesetze und deren normativer Wirkung erhärtet wird.

Minderheitenstress

Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit, Diskriminierung oder Stigma bewirken also gruppenspezifischen Minderheitenstress. In den letzten Jahren wurde medial wellenartig und überwiegend negativ über Sexarbeit berichtet. Menschenhandel zur sexuellen Ausbeutung, sexualisierte Gewalt und Sexarbeit werden dort regelmäßig gleichgesetzt. Bisher wurde nicht systematisch erforscht, wie sich solche Wellen und „Peaks“ in der Berichterstattung auf die Gruppe der Sexarbeitenden auswirkt. Vergleichbar zum „Afrozensus“ (DeZIM) böte es sich an, die Auswirkungen solcher vorwiegend kriminalitätsbezogener Berichterstattung auf die Zielgruppe zu erforschen.

Berichterstattung ist nur ein Aspekt unter vielen, wenn es um Minderheitenstress sexarbeitender Menschen geht. Oft legen sich Sexarbeitende eine bürgerlich-respektable „Legende“

Ruby Rebelde Autor*in, Sexarbeiter*in

auch gegenüber engen Freundschaften, Familie und Beziehungen zu, um unerwünschte Effekte zu vermeiden. Jegliche Gewalterfahrungen zu benennen, kann zu einem Spießrutenlauf werden, denn „Prostitution ist doch ohnehin immer Gewalt“. Sexarbeitsfeindlichkeit reguliert, was Sexarbeitende wem und wann erzählen können, da solche Kenntnisse durchaus als Waffen gegen sie eingesetzt werden können. Expertise wird Betroffenen aufgrund ihrer Betroffenheit abgesprochen, selbstwirksames Handeln in Bezug auf das eigene Leben grundlegend in Frage gestellt.

Abschließend ein Fall-Beispiel, wie der Schädlichkeitsdiskurs / Sexarbeitsfeindlichkeit sich konkret und verheerend auf die medizinische Versorgung sexarbeitender Menschen auswirken kann:

Kurz bevor die Corona-Pandemie 2020 Europa erfasste, reiste ich für einen Vortrag nach Innsbruck. Wenige Tage später wäre die Veranstaltung sicher abgesagt worden, es war eine der letzten, die stattfinden konnte. Ich infizierte mich mit dem Corona-Virus, ohne es zu wissen. Ein Antikörpertest belegte eine vorhergehende Infektion einige Monate später. In den kommenden Monaten stellten sich bei mir erhebliche gesundheitliche Folgen ein: Unter anderem Kurzatmigkeit, Herzrasen, neurologische Ausfälle, wie Wortfindungsstörungen oder Gedächtnislücken. Heute ist bekannt, dass die Long-Covid-Symptome sehr komplex sein können, 2020 war das nicht der Fall. In den Hausarzt- und Facharztpraxen gab ich damals unter dem Stichwort „Beruf“ Sexarbeit an. Als ich mit der o.g. diffusen Symptomatik Ärzt*innen aufsuchte, stellte ich schnell fest, dass meine Beschwerden nicht ernst genommen wurden. Schilderte ich die Situation, wurde ich nach meinem Alkohol- und/oder Drogenkonsum befragt, ob ich mich depressiv fühlte, ja sogar, ob ich eventuell einen „Missbrauch verdrängen“ würde? Ob ich genug schlafen würde, bei dem Beruf? Wies ich auf meine körperlichen Beschwerden hin, dann erhielt ich regelmäßig die Antwort, es könnte „psychosomatisch“ sein. Insistierte ich, empfand man mich als „streitsüchtig“ und „schwierig“. Mir wurde geraten, eine „Therapie zu machen“, oder „den Beruf zu wechseln“. „Das tut Ihnen doch einfach nicht gut!“ Erst 1,5 Jahre später erhielt ich die Diagnose Long-Covid durch die Lungenklinik Berlin-Buch. Die beschriebenen Antworten erhielt ich nicht einmal, in einer Praxis, sondern in den unterschiedlichsten Einrichtungen, immer wieder, stets dann, wenn sie Kenntnis über meine Tätigkeit in der Sexarbeit hatten.

2024 erkrankte ich schwer an einer beidseitigen, schweren Lungenentzündung. Meine Hausarztpraxis galt als diskriminierungssensibilisiert, wieder outete ich mich, diesmal schon unter großen Zweifeln. Ich wurde drei Mal weggeschickt, das sei nur ein „Husten“, ich würde „überreiben“. Als ich angab, seit Tagen im Sitzen zu schlafen, weil meine Lungen im Liegen blubberten, wurde mir wieder nahegelegt, mir einen anderen „Job“ zu suchen. Ich arbeite übrigens als Sexarbeiterin nicht nachts, habe ich noch nie. Aber in den Köpfen der Leute steckt dieses Bild: Halbnackte Frauen, leichtbekleidet in Netzstrümpfen und Stiletto in rot beleuchteten Bars, mitten in der Nacht. Beim dritten Besuch in der Hausarztpraxis nahm ich eine Begleitung mit, ich war wirklich verzweifelt, hatte hohes Fieber. Nur widerstrebend schickte man mich zum Röntgen: „Damit Sie endlich Ruhe geben.“ Als die Aufnahmen da waren, reagierten alle entsetzt. Ich sollte sofort ins Krankenhaus.

Das sind nicht die einzigen Fälle von Sexarbeitsfeindlichkeit im Gesundheitssystem, die ich erlebt habe. Mittlerweile gebe ich wieder einen anderen Beruf an, wenn ich eine medizinische Einrichtung aufsuche. Für ein besseres Verständnis der Lebensrealität von Sexarbeiter*innen ist es unerlässlich, zu verstehen, worin die Diskriminierungserfahrung besteht, die Sexarbeiter*innen erleben, weil sie Sexarbeiter*innen sind.

Ruby Rebelde Autor*in, Sexarbeiter*in

Bildungsarbeit in den Themenfeldern Christlicher Fundamentalismus, Antifeminismus, Radikalisierung
www.rubyrebelde.com

ⁱ Goffman, Erving: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Erstausgabe Prentice 1963.

ⁱⁱ Rebelde, Ruby: Warum sie uns hassen – Sexarbeitsfeindlichkeit, Edition Assemblage 2025.

ⁱⁱⁱ Rebelde, Ruby: Storytelling, moralische Panik und Lawfare. Sexarbeitsfeindliche Narrative, Netzwerke und christlich-fundamentalistische Transformationsideologien, in: Spieß, Christian; Winkler, Katja (Hrsg.): Respekt für Sexarbeiter:innen, Trauner 2025.

Ruby Rebelde Autor*in, Sexarbeiter*in

Bildungsarbeit in den Themenfeldern Christlicher Fundamentalismus, Antifeminismus, Radikalisierung

www.rubyrebelde.com